

Religion im Werktag

Das Geld

Von Peter Lippert S. J. +

Wenn wir von den Plätzen und Straßen der Großstadt aus hineinkommen in ein stilles Gotteshaus, wo man vom Lärm der Straße nichts mehr hört, ist es uns da nicht, als ob wir in eine andere Welt gekommen wären, wo man von dem Getümmel und Getriebe der irdischen Welt nichts mehr weiß? Und wenn wir nur eine freie Stunde nehmen, um aus unsern Fabriken und Büros und Arbeitsstätten herauszukommen in irgend eine Kirche, ist es da nicht wiederum, als ob wir in eine ganz andere Welt gekommen wären? Hat das noch einen Bezug zu dem, was uns alltäglich beschäftigt? Und wenn wir von großen weltgeschichtlichen Ereignissen hören, unter deren donnerndem Gang die Welt erschüttert wird, fragen wir uns: Haben diese Ereignisse etwas zu tun mit Religion, mit Kirche, mit Gottesglauben, mit dem Vaterunser, mit den Sakramenten, mit dem Kreuzestode Jesu Christi? Hat die Religion, hat das Christentum noch einen Bezug, hat es überhaupt Bezug auf das, was die Welt alltäglich erfüllt? Auf unsern Alltag, auf unsern Werktag?

Auf unsern Werktag! Unsere häuslichen Freuden, Sorgen, Verdrießlichkeiten, unser Berufsleben auf den Arbeitsstätten, in der Fabrik, im Büro, unser Verkehr mit den Menschen, unser Geschäftsleben, unser Gemeinde- und Staatsleben und gar das große Völkerleben und Völkerringen, hat das etwas zu tun mit Religion? Hat Religion da etwas zu sagen? Hat sie uns etwas zu bieten für unsern Werktag? Oder ist sie nichts anderes als eine fremde, schöne Stimmung, an die wir erinnert werden, wenn die Sonntagsglocken über die Plätze klingen? Aber das ist dann auch alles, daß man Sonntagsglocken hört, und das Leben geht seinen Gang weiter, unbekümmert um alle Sonntagsglocken.

Wir wollen aber diese Fragen, die in unsern ganz ernsten und guten Stunden uns überfallen, nicht immer beiseite schieben, sondern sie einmal ernsthaft prüfen. Wir wollen die Dinge, die unseren Werktag erfüllen, herbeischaffen und sie mit Religion zusammenstellen und die Religion fragen: Was sagst du dazu? Und wir wollen beginnen mit einer Sache, die unsern Alltag, unsern Werktag bezeichnet und bestimmt, wie kaum eine andere, die unsern Werktag erfüllt vom Morgen bis zum Abend: das liebe Geld, das leidige Geld, das Geld, das wir haben, das wir verdienen, um das wir schuften, das Geld, das wir ausgeben, sparsam und bedenklich, oder auch hinauswerfen, unbekümmert; das Geld, das wir nicht haben, denn auch das erfüllt unsern Werktag. Das Geld, das uns soviel Sorge macht, ach, so viele Sorgen. Wie werde ich wohl wieder meinen Bäcker bezahlen und den Fleischer und den Kaufmann und den Schuhmacher

und den Hausherrn und den Arzt mit seiner Rechnung? Wo soll ich es nur wieder hernehmen?

Was ist das Geld? Ist es das Fundament aller Ordnung, eine heilige Sache? Es scheint so; denn wenn man es künstlich, gewaltsam abschaffen, aus dem Besitz der Menschen entfernen möchte, reißt man alles ein. Oder ist es die Quelle aller Übel und aller Sünden? Auch das erscheint uns als gewiß. Der größte Teil des ungeheuren Wehs, das heute die Kulturmenschheit plagt, ist ein Wehe sozialer Art, und die sozialen Übel sind eigentlich wirtschaftliche Sorgen.

Was sagt also die Religion zum Gelde? Ist der Mammon nichts anderes als Mammon? Eine »mammona iniquitatis«, ein Mammon der Ungerechtigkeit? Ist das Geld an sich schon das Symbol der Weltünde? Oder ist es der Ausdruck des Willens Gottes? Kann man nach dem Willen Gottes Geld haben und Geld erstreben und verdienen? Kann man auch in heiliger Weise das Geld gebrauchen? Haben auch die Heiligen zu tun mit Geld oder nur die bösen Weltmensch? Das fragen wir die Religion. Die Religion hat keine Theorie über das Geld; sie hat überhaupt keine Theorien. Sie hat höchstens Antworten und Botschaften für lebendige Menschen. Die christliche Religion, auf die es uns hier ankommt, hat eine Botschaft für die Menschen des Geldes, für die Geldmensen, für die Menschen, die das Geld haben, und für die Menschen, die das Geld nicht haben, für die reichen und für die armen Menschen. Denn diese Unterscheidung machen wir ja zwischen den Menschen, die nächstliegende aller Unterscheidungen, und es ist schon bezeichnend, daß wir die Menschen, die kein Geld haben, einfachhin arm nennen. Als ob man nicht von vornherein auch vermuten könnte, daß die, die das Geld haben, arme Menschen sind. Wir nennen die Nichtbesitzenden Arme, und diesem Sprachgebrauch wollen wir uns fügen und wollen uns fragen: Was für eine Botschaft hat die Religion an die reichen und an die armen Menschen?

Die Reichen. Wir verstehen unter Reichen gemeinlich diejenigen, die viel Geld haben. Wenn ein Mensch gern reich werden möchte, dann stellt er sich das so vor: viel, viel Geld haben. Aber das ist gar nicht so einfach. Mit dem Haben ist es noch nicht getan. Die Schwierigkeit beginnt erst bei der Frage: Was tust du mit dem Gelde? Wie stellst du dich innerlich und äußerlich zu dem Gelde? Und so unterscheidet auch die Religion. Und sie teilt die Reichen in verschiedene Klassen, je nachdem sie ihr Geld gebrauchen oder nicht gebrauchen.

Wir beginnen mit der ersten Klasse von Reichen, welche den alleruntersten Platz einnehmen, die schon minderwertige Menschen sind, die Reichen, die ihr Geld nur als Genussmittel betrachten, als eine Sache, die ihnen und ihnen ganz allein gehört, zu ihrem eigensten, persönlichsten Behagen, mit der sie tun können, was sie wollen, ohne irgend jemand zu fragen, ohne auf irgend jemand Rücksicht zu nehmen. Und sie wollen mit ihrem Gelde nichts anderes als es genießen, wie ein animalisches Wesen genießt, schlemmend, behaglich, unbekümmert. Die Genussmenschen, denen der persönliche sinnliche Genuss das Höchste ist. Der Genuss, der möglichst große, durch keinen Einspruch von

Charakter, von Sitte, von Anstand, von Rücksicht, von Treue, von Reinheit gehemmte Genuß, der grenzenlose Genuß, und darum der raffiniert ausgeklügelte Genuß, und dazu brauchen sie das Geld. Sonst hat es für sie keinen Sinn und für andere keinen Zweck. Es ist ihnen nur gegeben, um es zu genießen.

Die christliche Religion hat nur ein Wort für solche Reiche, und das heißt: Der Reiche starb und ward in der Hölle begraben. Christus verdammt diese Sorte von Reichen, er verdammt sie unbedingt, er verdammt sie ohne jede Rücksicht, er verdammt sie ohne jede Ausnahme. Sie werden in der Hölle begraben. Ihr kennt die Geschichte vom reichen Prasser, der sein Lebtag nur genossen hat. Es wird gar nicht gesagt, daß er etwa sein Geld auf unrechte Weise erworben habe. Es ist möglich, daß er es richtig bekommen hat, vielleicht von seinem Vater. Vielleicht hat es sein Vater zusammengerafft oder geerbt, rechtmäßig nach Recht und Gesetz. Es ist auch gar nicht einmal gesagt, daß er jemandem Unrecht getan hat mit seinem Gelde, nicht einmal dem armen Lazarus. Er konnte sagen: Was geht mich der Lazarus an? Ich bin nicht für ihn verantwortlich. Er kann huntern oder frieren, er gehört nicht zu meinem Hause. Und trotzdem wird er verdammt, weil er nur ein Genussmittel gemacht hat aus einer Sache, aus einem Dinge, aus einer Kreatur Gottes. Gott will nicht und in keinem Falle, daß ein Geschöpf bloß um eines Genusses willen da ist. Ein solcher Prasser, dem ist um Geld alles feil und alles käuflich; ein solcher Prasser wird schließlich nicht bloß den toten Mammon so ausnützen für seinen Genuss, er wird auch dazu übergehen, lebendige Menschen in der gleichen Weise auszupressen, wie man eine Frucht auspreßt, um sie dann fortzuwerfen. Er wird dazu übergehen, Menschen zu kaufen mit seinem Gelde, um sie zu zerstreuen. Darum sagt die Religion mit Recht: Er starb und ward in der Hölle begraben.

Die zweite Klasse von reichen Geldbesitzern sind die Menschen, die einen gewissen Überfluß an Gebrauchsgütern haben, die keine Not spüren, die nicht in Verlegenheit kommen, womit sie sich kleiden, was sie essen oder trinken sollen, die niemals die Angst um das tägliche Brot zu spüren bekommen. Das möchte uns beinahe beneidenswert vorkommen wie das große Los; und wir möchten denken: wenn ich es doch auch einmal so hätte, wenn ich auch einmal einen gewissen Überfluß hätte und sorglos mein tägliches Brot essen könnte! Was sagt die Religion zu diesen Menschen? Christus warnt sie und mahnt sie. Er verurteilt sie nicht; aber er erhebt den Finger und sagt: Gib acht, daß du nicht das ewige Leben verlierst, das allein dich wahrhaft reich und glücklich macht! Gib acht; denn es ist schwer, sehr schwer, daß ein solcher Reicher ins Himmelreich eingehe! Warum ist das denn so schwer? Wer sollte ihm seinen Überfluß und seine Sorglosigkeit nicht gönnen? Wir gönnen sie ihm schon; aber die Erfahrung lehrt, daß die Dinge, die ein Mensch hat und die er gebraucht, ihn auch besitzen, und daß er besessen und ausgefüllt wird von den Dingen, und daß er allmählich erdrückt wird in seinem hohen Streben, daß er in seiner höheren geistigen Freiheit und Spannweite gelähmt wird.

Wir wissen es alltäglich aus der Geschichte der Seelsorge, der Erziehung: es

kann einem jungen Menschen, einem Menschenkinde nichts Schlimmeres begegnen, als wenn ihm jeder, aber auch jeder Wunsch erfüllt wird. Das ist schlimm, und man möchte befürchtet fragen: Was wird einmal aus diesem Kinde werden, das niemals das Entbehren und das Entlagen kennengelernt hat? Solche Menschen werden leicht oberflächlich, sie haben keinen Tiefgang, sind Schiffe, die auf der Oberfläche des Wassers tanzen, und bei der ersten Welle, die da kommt, kentern sie. Das werden die hältlosen Menschen, die unbeständigen, die kein Opfer bringen und sich nicht überwinden können. Sie verlieren ihren Halt beim nächsten kleinen Stoß.

Darum warnt Christus solche Menschen, die sich jeden Wunsch erfüllen können. Vielleicht sind das nicht einmal niedrige Wünsche. Es gibt auch höhere Bedürfnisse, es gibt sehr kultivierte und feine Bedürfnisse, die so ein Reicher befriedigen kann: angefangen von der Raserei eines Automobilisten bis zu der Liebhaberei für kostbare Teppiche, Vasen, Gemälde, Blumen. Christus warnt sie alle, daß sie ja nicht die Freiheit verlieren und ihr hohes Streben und ihren Tiefgang unter all den Dingen, die um sie herumstehen.

Freilich ist da nicht etwa eine Schablone anzulegen. Man kann nicht allen Menschen vorschreiben, wieviel Bedürfnisse sie haben dürfen, auch für die hohen und höheren Zwecke; für die Zwecke ihrer Erholung und Gesundheit, ihres Berufes und Wirkens. Das ist verschieden. Das muß man dem einzelnen überlassen, wieviel er gebrauchen will oder nicht gebrauchen darf. Es gibt Künstler, die in ihrer künstlerischen Kraft und ihrem Kunstschaffen schon behindert werden durch die kleinste Kreatur. Sie müssen ganz allein in der Einsamkeit im leeren Raum stehen. Es gab Künstler, die durch Hunger und Durst und Kälte hindurch mußten, damit sie etwas schafften. Und das waren große Künstler. Es gibt aber auch heute noch Künstler, die bedürfen zu ihrem genialen Schaffen eines Anstoßes; sie brauchen ein Bild, einen Klang, einen Wein, einen Teppich, eine Nippflasche, die sie anregt.

Es ist also das Bedürfnis in einer Sache, auch im höheren Sinne, sehr verschieden. Die Religion belastet jeden mit der Verantwortung seines eigenen Gewissens: Du sollst genau prüfen, was du eigentlich brauchst für deinen Beruf, für dein Schaffen, für deine Familie, für deine Erholung, für deine geistige Entwicklung; und was du nicht brauchst, was nur ein eingebildetes, angekünsteltes Bedürfnis ist, das tue ab, denn es ist eine Gefahr darin!

Die dritte Klasse von Reichen sind die Menschen, die im Besitz einer großen Menge von wirtschaftlichen Gütern, besonders von wirtschaftlichen Produktionsgütern sind. Das sind vor allem die Reichen unserer Tage. Was sagt die Religion zu ihnen, die man vielleicht mit etwas Geringsschätzung oder auch Haß als die Kapitalisten bezeichnet? Wenn Jesus heute käme und durch unsere Länder schritte, was würde er ihnen sagen?

Die Religion Jesu duldet und billigt zunächst solch einen Unterschied in den Besitzverhältnissen der Menschen, daß nicht alle Menschen genau gleich viel besitzen. Und warum duldet die Religion das? Verlangt es nicht das einfache Ge-

rechrigkeitsgefühl, daß alle Menschen gleich viel haben? Die Religion duldet und billigt es, weil es einfach ein Ausdruck des Naturgesetzes und daher ein Ausdruck des göttlichen Willens ist. Gott selbst, der die Menschennatur geschaffen hat, muß es also offenbar auch wollen, daß die Besitzverhältnisse verschieden sind. Und warum will er das?

Das Naturgesetz will diese Verschiedenheit nicht bloß deshalb, weil die Gleichheit sich nicht aufrechterhalten ließe – das ist auch schon beachtenswert –, könnten wir heute, in diesem Augenblick, vollkommene Gleichheit herstellen, nach einer halben Stunde würde sie schon nicht mehr da sein. Wir würden alle Hände voll zu tun haben, um diese Gleichheit aufrechtzuerhalten; aber es gelänge nicht. Warum? Weil gerade das wirtschaftliche Leben und damit auch der Bestand der menschlichen Gesellschaft an dieser Ungleichheit hängt. Es muß irgendwo größere Ansammlungen wirtschaftlicher Güter geben, damit überhaupt der wirtschaftliche Prozeß im Gange bleibt, damit er nicht erstarrt und stillsteht.

Es ist da wie mit dem elektrischen Strom. Wir wissen, was wir der Elektrizität verdanken. Aber eine bloße Anhäufung von Elektrizität hilft uns nichts. Wir können sie nur gebrauchen, wenn sie strömt, wenn sie den Strom bildet. Den Strom bildet sie nur, wenn sie von einem höheren Potential herabfließt auf ein niedrigeres. Es muß Unterschiede geben, damit ein Strom zustandekommt. So ist es auch im wirtschaftlichen Leben, im wirtschaftlichen Prozeß. Wir können wirtschaftlich nur leben, wenn der Prozeß im Gange bleibt, also ein strömender Prozeß ist. Das ist nur möglich, wenn es irgendwo eine Ansammlung gibt, von der aus ein Herabströmen möglich ist. Wir würden den Stillstand und die Erstarrung und damit den Tod der Menschheit herbeiführen, wenn wir alle Unterschiede des Besitzes aufheben könnten. Aber wir können es nicht. Die Naturgesetze sind stärker als aller menschlicher Wille. Das duldet die Religion; denn sie duldet jedes Naturgesetz, das Gott gegeben hat. Sie verlangt auch von den Menschen, daß sie es so anerkennen, wie es gemeint ist.

Es folgt daraus, daß jeder Besitz, den du hast, ein relativer Besitz ist, daß alles, was du besitzest, nur dann dir zukommt, wenn es ein fließender Besitz ist. Wenn ein Mensch etwas für sich allein haben will, dann gehört es ihm eigentlich schon nicht mehr, dann ist es ein Diebstahl am Gesamteigentum. Was wir haben, besitzen wir für das Gesamtwohl, das haben wir auch für andere Menschen, ob es viele oder wenige sind! Vielleicht ist es eine Frau, die wir mitversorgen, vielleicht eine Kinderschar, eine Familie, vielleicht eine große Zahl von Arbeitnehmern, denen wir das tägliche Brot schaffen. Wir haben unsere Sammlungen von wirtschaftlichen Gütern für andere.

Das ist der Grund, warum die Religion diese Verschiedenheit zuläßt. Christus hat das ausgedrückt in den Worten: Du sollst nur der Verwalter sein deiner Güter. Vor Gott bist du nicht Besitzer, der tun kann, was er mag, du bist Verwalter, der Rechenschaft zu geben hat von seinem Besitz. Gott wird dich fragen:

Was hast du gemacht mit deinem Gelde? Gib Rechenschaft! Haben andere davon leben können? Hast du andern das Leben dadurch ermöglicht, erleichtert, erhellt, erfreut? Das sind Fragen, auf die der Reiche Rechenschaft zu geben hat. Wir sehen es alltäglich, daß diese größeren Ansammlungen von Gütern für die Allgemeinheit unerlässlich sind. Man kann auch die Industrie nicht knebeln und totmachen, ohne zugleich die Arbeiterschaft umzubringen.

Es hängt alles zusammen. Jeder muß dem Ganzen dienen, und darum sagt die Religion: Auch wenn du ein Kapitalist bist, kannst du doch ein Heiliger sein. Du kannst auch in dieser Weise ein Diener der Menschheit und damit ein Diener Gottes sein. Du kannst und sollst gerade an dieser Stelle der Brotherr für viele sein. Du kannst an dieser Stelle ein Schwerarbeiter sein, der in schweren Tagewerken sein Leben zubringt und in vielen Sorgen, die eigentlich andern gelten, deinen Dienst leisten. Es gibt in der Tat solche Reiche, die ihre Produktionsgüter in heiliger, in vorbildlicher Weise verwalten. Auch sie gehören zu den Menschen, die Christus heilig spricht, obgleich sie reich sind.

Nun fragen wir: Was für eine Botschaft hat die Religion an die Armen, an die Nichtbesitzenden? Wer sind denn die? Nun diejenigen, die nicht viel haben, die nicht einmal alles Notwendige haben, die selbst von den notwendigsten Lebensgütern manches oder vieles entbehren müssen, die daher einen mühseligen Kampf ums Dasein führen, Tag und Nacht, und nicht mehr haben, als um die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens für den Augenblick zu stillen, die in harter und eigentlich unfruchtbare Arbeit ihr Leben herabschaffen. Das sind die Armen. Das ist der weitaus größte Teil der Menschheit. Und das wird so bleiben immerdar. Denn Christus sagt: Arme werdet ihr immer haben. Und alle Fortschritte der Wirtschaft und Technik und der sozialen Politik, der Gesetzgebung und selbst aller Fortschritt der christlichen Liebe wird die Armut nie aus der Welt schaffen.

Welche Botschaft hat nun die Religion für die Armen, für die »Enterbten«?

Sie ehrt und verehrt die Armen. Glaubet nicht, daß das selbstverständlich sei. Wir sind ja in christlichen Auffassungen groß geworden, und es müßte uns auf den ersten Blick eine ganz alltägliche Sache sein, daß man einem armen Menschen mit einer gewissen Ehre begegnen soll, daß man ihn nicht verachten darf. Aber ist das wirklich so selbstverständlich, so weltläufig? Auch in unsrer christlichen Gesellschaften ist das nicht immer selbstverständlich. Ist es nicht meistens in unsrer Welt, auch in unsrer christlichen Welt so, wie es der heilige Apostel Jakobus so anschaulich schildert, wenn er sagt: »Wenn in eure Versammlung ein Mann mit goldenem Ringe kommt und in prächtigem Gewande, aber auch eine Armer in schlechter Kleidung hereintritt, und ihr schaut auf den, der mit prächtigem Gewand angetan ist, und sagt zu ihm: Du, setze dich hier auf den guten Platz, und zu dem Armen sagt ihr: Du, bleib dort stehen oder setze dich da unten hin an meinen Fußschemel, sind das nicht ungerechte Grundsätze, nach denen ihr da verfahrt?« (Jah. 2, 2-4).

Ja, wirklich, was sind das für schlechte Grundsätze, wenn man solche Unter-

schiede macht! Und sind sie nicht eine schreckliche Tatsache? Sehen wir es nicht alltäglich, daß die Menschen solche Unterschiede machen? Liegt uns das nicht furchtbar nahe? Wenn es an unserer Wohnungstür klingelt, und es steht ein elegant gekleideter Herr davor, dann sind wir schon von vornherein geneigt, eine tiefe Verbeugung zu machen und zu fragen: Womit kann ich dienen, mein Herr? Wenn aber ein Mensch draußen steht, der auf den ersten Blick keine Bügelfalten an den Hosen erkennen läßt und einen nicht ganz guten Rock und keinen sauberem Kragen hat, dann sind wir anders gestimmt und möchten gleich sagen: Nun, geh schon, ich kann dir auch nicht helfen. Machen wir nicht leicht und oft diesen Unterschied?

Die Religion aber will, daß wir eher einen Unterschied zu Gunsten des Armen machen, daß wir den Armen mehr ehren als den eleganten Menschen, den reichen Menschen, den schönen, den prächtigen Menschen. Das hat schon Jesus getan, er, der Sohn Gottes, der auch als Armer in die Welt kam, um das Menschenleid der Armut auf sich zu nehmen. Er hat das Schicksal der Armut getragen, er hat die meisten Jahre seines Lebens kümmerlich sein Brot erworben, war auf die Gaben der Menschen angewiesen, um sich und seine Mutter zu ernähren. Er war arm, hat arm gelebt und ist arm gestorben. Er hat die Armen geehrt. Er saß im Tempel und schaute sich die Leute an, die in den Opferkästen warfen. Da kamen die Reichen, die große, dicke Taler hineinwarfen, daß es nur so klirrte. Da hat der Heiland nichts dazu gesagt, es war ihm nicht von besonderer Bedeutung. Aber dann kam die arme Witwe, vielleicht eine Wälcherin, die ihren kleinen armen Tagesverdienst in den Opferkasten warf. Und da erhob er sich und sagte: Seht, diese arme Frau hat mehr gegeben als alle zusammen. Er hat sich geneigt vor der Armut. Und so haben es auch die Heiligen getan. Ein Franz von Assisi hat die Armen mehr geliebt als alle andern, eben weil sie arm waren. Wann werden wir diese Gesinnung lernen, daß sie uns zur zweiten Natur wird, daß wir den armen Menschen mit Ehrfurcht betrachten, daß wir nicht wagen, ihn auch nur mit einem geringschätzigen Blick zu kränken?

Die Religion schützt den Armen, schützt ihn vor Ausbeutung, schützt ihn vor Mißbrauch, schützt ihn vor Erpressung, und sie nennt es eine himmelschreiende Sünde, wenn die Not des Menschen benutzt wird, um ihn noch mehr zu drücken, um ihm noch härtere Bedingungen aufzuerlegen, weil er sich nicht wehren kann, der Arme. Die Religion will, daß man den Armen schütze, auch mit gesetzlichen, mit staatlichen Mitteln, mit öffentlicher und privater Fürsorge. Man glaube nicht, daß das so selbstverständlich war. Das wurde erst eine Forderung des Christentums. Es ist schon viel, wenn uns diese Forderung ans Gewissen röhrt, daß man Arme schützen muß.

Es gab bis in unsere Tage noch wirtschaftliche Theorien, die da meinten, es sei für die Menschheit das beste, wenn man allen Kräften volle Freiheit lasse; wer da nicht mitkommt, bleibt eben liegen, und die Folge soll sein, daß nur die kräftigen und lebenstüchtigen Menschen vorankommen, und damit sei für alle

gesorgt. Nietzsche sagt: Was fallen will, das sollst du auch noch stoßen. Die Religion aber sagt: Was da fallen will, das sollst du stützen, das sollst du tragen. Das ist Christentum.

Nun könnte es ja sein, daß rein biologisch die darwinistische Auslesemethode sich bewähren könnte. Wenn der Mensch nur ein Tier wäre, dann würde diese Gattung von Tieren wohl gedeihen; nur die kräftigsten Exemplare würden sich entwickeln, nur die Menschen mit den stärksten Ellenbogen würden übrig bleiben und die andern ausgemerzt werden. Aber der Mensch ist eben kein Tier. Er ist schon in seiner körperlichen Existenz davon abhängig, daß er mehr ist als ein Tier. Man könnte den Menschen nicht wie ein Raubtier züchten. Die Folge wäre, daß diese Raubtiere schließlich einander selbst aufräßen. Der Mensch kann biologisch nicht existieren, wenn er nicht auch ethisch, auch sittlich lebt, wenn er nicht Ideale hat, wenn er nicht einen Glauben hat und ein Gewissen. Christi Religion sagt deshalb: Auch der schwache Mensch muß gestützt und getragen werden.

Die Religion versöhnt den Armen. Sie versöhnt ihn mit seinem Schicksal, daß er es nicht verfluche, daß er sich nicht als einen Ausgestoßenen betrachte und als einen Enterbten. Die Religion möchte ihn versöhnen mit seinem Gotte, damit er nicht gegen ihn murre, weil er ihm die Armut auferlegt hat. Vielleicht denken wir da gleich: Ja, das kennen wir! So soll die Religion dazu dienen, ihn über seine Armut hinwegzutäuschen. Sie möchte ihm irgendwelche unbestimmte Anweisungen auf ferne jenseitige Güter in die Hand drücken und ihn auf diese Weise zufrieden machen. Nein, so ist es nicht gemeint. Wenn die Religion ihm nur einen kümmerlichen Ersatz bieten wollte für irdische Güter, dann wäre sie eben nur ein Ersatz und nicht mehr wert als ein Ersatz. Und das ist nicht viel. Die Religion will den Armen nicht auf diese Weise versöhnen, indem sie dem Armen einen kümmerlichen Ersatz in die Hand drückt. Auch nicht dadurch, daß sie ihm eine gewisse Geringschätzung gegen die Reichen einflößt. Auch dieses Missverständnis ist schon vorgekommen, als ob die Religion die Armen auf Kosten der Reichen in das Himmelreich höbe, als ob sie zu den Armen sagte: Ihr seid doch die besseren Menschen. Nein, auch so ist es nicht gemeint. Gewiß könnte man in mancher Beziehung sagen, daß die Armen einen Vorzug besitzen, schon in natürlicher Begabung. Eigentlich sind es doch immer ärmere Volkschichten, aus denen das Volk sich immer wieder erneuert mit Jugendkraft. Die Kultur hört auf, sie bricht ab, sie erlischt auf den Höhen des Besitzes. Sie muß immer wieder neu hervorgebracht werden, und diese Erneuerung kommt aus den untersten Schichten. Das Volk ist der Mutterboden des Volkes, das Volk, das hart arbeitet, das viel leidet, das harte Gesichtszüge und schwielige Hände hat. Das sind die Menschen der Spannung und der Spannkraft, die Menschen des Idealismus. Wir sehen es an den Völkern, die auf einem kargen Boden, auf steinigem Grunde aufwachsen. Das sind auch starke, wetterfeste Menschen. Die Menschen aber, denen kampflos alles in den Schoß fällt, sind für den Untergang bestimmt. Das könnte man zu Gunsten der Armen sagen. Auch daß die Armen die gütigen, die barmherzigeren Menschen sind, die hilfsbereiteren. Alle die

großen Werke der Fürsorge, der Caritas sind doch eigentlich aufgebaut aus den Scherflein derer, die selbst nicht viel haben. Man kann es oft mit Rührung sehen, daß gerade diejenigen, die nicht viel haben, am bereitwilligsten sind, miteinander zu teilen. Der Arme hat am Armen seinen besten Freund. Es ist schon ein gewisser Segen in der Armut, rein natürlich. Aber ich will nicht viel Gewicht darauf legen. Man soll nicht die einen gegen die andern ausspielen und sagen: Diese oder jene sind die besseren. Nein, es gibt Heilige, und es gibt Gemeine unter allen Ständen und Klassen.

Aber wie vermag denn die Religion die Armen zu versöhnen? Indem sie sie losläßt von ihrer Armut, sie darüber hinaushebt. Die Reichen wie die Armen sollen dasselbe lernen: Es gibt größere Dinge als das Reden um das tägliche Brot. Es gibt größere Sorgen als diese: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns bekleiden? Es gibt größere Anliegen als das tägliche Entbehren, das der Armut eigen ist, und es kann ein Mensch sich darüber hinausheben, im Dienste einer größeren Sache. Es gibt auch in unserer Welt noch Menschen, die in lauterer Gesinnung der Wahrheit, der Wissenschaft und der Forschung dienen wollen, auch in Armut, auch mit ungelohnter Arbeit, auch wenn die Wissenschaft keine Melkkuh wird. Es gibt noch Menschen, welche den wundersamen Klang der Kunst mehr lieben als das Klingen der Münzen, die etwa dabei abfallen. Es gibt auch heute Menschen, die um ihres Gewissens willen lieber hungern als ihr Gewissen verletzen; die lieber auf wirtschaftliche Vorteile verzichten. Das sind die Menschen, die über das Geld hinausgewachsen sind. Es gibt auch Menschen, die um der Menschenliebe willen ganz vergessen auf das Streben nach Geld und Gut, ja, es gibt sogar viele solcher Menschen. Ich erinnere nur an die Legionen der krankenpflegenden Schwestern. Was haben sie denn für einen Vorteil? Die denken mit keinem Gedanken an das Geldverdienen.

Ja gut, werdet ihr sagen: Die haben es leicht, die bekommen ihr Essen, die haben ihre Kleider, für die ist gesorgt. Ach, meine Lieben! Ich weiß nicht, ob die wirklich alles haben, was sie brauchen, ob die wirklich so untergebracht sind, wie es nötig wäre; ob die Speisen, die sie essen, so ausgefucht sind, wie es ihre Gesundheit verlangt; ob sie genügend Schlaf und Erholung haben; sonst würden sie sicher nicht in so großen Scharen in der Blüte ihrer Jahre dahinsinken. Auch die rechne ich zu den Armen, obgleich sie mit keinem Gedanken an ihre Armut denken, kein Wesen aus ihrer Armut machen, sondern nur eines wollen: sich aufopfern im Dienste der andern, aus Liebe zu Gott. So wird der Arme zu einem lachenden, strahlenden Wesen; zu einer Sonne, die die Welt bescheint; zu einem Wohltäter der Menschheit, wenn er gelernt hat, daß es Größeres gibt als Geld und Geldverdienen.

Was ist es also um das Geld? Es ist ein Geheimnis! Dieses prosaische Ding! Zunächst ist es eine Naturkraft. Unsere Wissenschaft hat schon viele Naturkräfte gebändigt. Aber die Naturkräfte, die unser wirtschaftliches Leben beherrschen, sind noch weit entfernt von ihrer Bändigung. Das Geld ist sodann eine mensch-

liche Sache. Ein Ausdruck alles Menschlichen und Allzumenschlichen. Die ganze Gemeinheit eines Menschen kann herauskommen bei der Geldmünze. Aber auch die ganze Größe eines Menschen kann sich offenbaren in der Art, wie er mit der Geldmünze umgeht. Ja, da ist sogar etwas Übermenschliches im Gelde. Der Mensch ist auch ein Schöpfer, und was er schafft, ist größer als er selbst. Denn er selbst ist mehr als ein Mensch. Im Menschen ist etwas Göttliches und etwas Teufolisches, ein guter Engel und ein Dämon zusammengebunden. Wenn der Mensch etwas schafft, dann bricht dieses Göttliche, aber auch dieses Teuflische hervor. Das sehen wir am Gelde. Da kann der Mensch ein Dämon der Unterdrückung, der schlimmsten Gemeinheit sein. Aber das Geld kann in seiner Kraft auch zu einem Engel werden, der segnend über die Erde geht. Es kann ein Schutzenengel werden, der hinaufgeht bis zum Throne des lebendigen Gottes und dort zeugt für den Menschen. Man wird es einmal am Throne Gottes hören, was jeder Mensch mit dem Gelde gemacht hat: ob es ihm zu einem Dämon der Hölle oder zu einem Engel des Himmels geworden ist, der einstmals fürsprechend für uns eintritt, damit, wenn es einmal mit uns zu Ende geht, wir aufgenommen werden in die ewigen Wohnungen.

Ontologie oder Theologie als Abschlußwissenschaft?

Zum Weltbild Nicolai Hartmanns¹

Von Alois Guggenberger C. SS. R.

Auf zwei Arten hat das philosophische Denken von jeher versucht, es mit dem Problem: die Welt und der Mensch in ihr, aufzunehmen. Der eine Weg, den die Weltweisheit beschreitet, gleicht einem geschlossenen Kreis; man glaubt, das denkerische Bemühen komme mit der Welt allein aus, man will den Menschen ganz auf sich selbst stellen. Auf dem andern Weg der Weltweisheit gehen all die Denker der Menschheit, die durch das unabweisbare Zu-Ende-Fragen sich vor die Antwort führen lassen, daß das Welträtsel nicht innerweltlich aufgeht und das Geheimnis des Menschenlebens nicht diesseitig sich lichtet. Es sind die beiden Pole Welt - Übergewalt oder Immanenz - Transzendenz, die den Atem der philosophischen Forschung ständig in Spannung halten².

Schon bei den weltfrohen Griechen drangen die besten Köpfe dennoch zur Transzendenz vor. Dafür zeugt Plato mit seiner Idee des Guten, Aristoteles mit seinem unbewegten Bewege der Welt. Vom voll transzententalen Gott, der auch ohne Welt Gott ist, brachte freilich erst die christliche Offenbarung Kunde durch

¹ Vgl. in dieser Zeitschrift 136 (1939) S. 21-31 ff. den ersten Aufsat zu diesem Thema.

² Wie diese Fragestellung die Philosophie in alter und neuer Zeit und vor allem in der Gegenwart durchzieht, hat J. B. Lotz S. J. vortrefflich geschildert in den beiden Artikeln: Immanenz und Transzendenz. Zum geschichtlichen Werden heutiger Problematik; - Immanenz und Transzendenz heute. Zur inneren Struktur der Problematik unserer Tage, in: Scholastik 13 (1938) 1-21 161-172.